

aufgenommen werden. Es entspreche dem Wesen von Kirchenräten, über das Lehrfundament ihrer Unternehmungen zu reflektieren. In solchen Fällen müsse eines immer klar sein: „Wenn Katholiken Mitglieder eines Kirchenrates sind, können sie einen solchen Dialog nur in Übereinstimmung mit der Lehre ihrer Kirche führen.“ Diese Lehre gilt als vorgegeben formuliert. Reflexionen über die Geschichtlichkeit von Lehraussagen, wie sie das Synodendokument darlegt (3, 2 ff.) oder wie sie sogar die Veröffentlichung der Internationalen Theologenkommission über „Die Einheit des Glaubens und der theologische Pluralismus“ (*Johannes Verlag, Einsiedeln 1973*), zumal im Hinblick auf die Gebiete Asiens, erörtert, sind nicht ins Auge gefaßt. Nach alledem versteht es sich von selbst, daß „beim Zustandekommen einer Entscheidung notwendigerweise Verbindung mit dem Sekretariat für die Einheit der Christen aufgenommen werden sollte“. Wertvoll ist die Schlußbemerkung: „Jede Beteiligung an einer ökumenischen Struktur sollte von einer *ökumenischen Er-*

ziehung der Katholiken zum Verständnis der Bedeutung solcher Mitgliedschaft begleitet sein.“

Das letzte kurze Kapitel 7 gilt „weiteren Formen des Ökumenismus“. Es lobt die Fülle der Bemühungen verschiedenster Gruppen, „die auf dem Wege sind, die zentralen Wahrheiten des Christentums neu zu entdecken“. Aber es wird die Sorge laut, diese Gruppen könnten „sektiererisch“ werden, wenn sie sich einem „Gedankenaustausch mit der Hierarchie der Kirche“ entziehen. Also Gedankenaustausch, nicht „Unterwerfung“. Es verdient der Satz Erwähnung: Diese informellen Gruppen könnten durch den Gedankenaustausch mit den Bischöfen „ursprüngliche und zündende Ideen einbringen“. Man denkt an Taizé, wo Kardinal Willebrands ein gerngesehener Gast ist. Natürlich ist das letzte Wort eines vatikanischen Dokuments: „Sie sollten in Gemeinschaft mit ihrem Ortsbischof stehen: nur so können sie *in authentischer Weise ökumenisch* sein.“ Eine vatikanische These, über deren Geltung die Geschichte entscheidet. J. P. M.

in einem langen Artikel des Osservatore Romano (17. 12. 1972) vor allem die Auffassungen des Tübinger Alttestamentlers *Herbert Haag* zurückgewiesen wurden, der seinerseits in bezug auf die päpstliche Ansprache von einem Rückfall ins tiefste Mittelalter gesprochen hatte (vgl. HK, März 1973, 129).

Das neue Dokument nimmt auf die päpstlichen Äußerungen wörtlich Bezug und zitiert vor allem die Passagen, die vor einer Preisgabe des Dämonenglaubens warnen. Die Studie setzt ein mit einer Bekräftigung der kirchlichen *Ablehnung von Aberglaube und Teufelskult* und kommt dann sofort unter dem Titel „Die Not unserer Zeit“ zur Beschreibung von *theologischen Lehrmeinungen, die „die Geister verwirren“*. Die Behauptungen würden von der Forderung, die Frage der Existenz böser Geister auf sich beruhen zu lassen, weil sie exegetisch nicht zu entscheiden sei, bis zur These reichen, das Neue Testament setze zwar die Existenz böser Geister voraus, die diesbezüglichen Aussagen seien aber wegen ihrer Gebundenheit an ein vergangenes Weltbild radikal zu entmythologisieren und darauf zu reduzieren, daß sie den Einfluß des Bösen dramatisieren, um dem Menschen die sittliche Verpflichtung einzuschärfen. Dazwischen gebe es noch die Anschauung, daß keines der Herrenworte die Existenz von Dämonen voraussetze, diese also als bloß sekundäre Tradition nicht festgehalten werden müsse.

Christlicher Glaube und Dämonenlehre

Am 26. Juni hat der Osservatore Romano ein vatikanisches Dokument zum Thema „Christlicher Glaube und Dämonenlehre“ veröffentlicht. Es handelt sich um eine von der Kongregation für die Glaubenslehre in Auftrag gegebene Studie eines französischen Theologen (der nirgends genannt wird). Der französische Originaltext wurde nachträglich in der französischen Wochenausgabe des Osservatore publiziert. Die Kongregation empfiehlt die — nicht übermäßig umfangreiche, aber immerhin zwei volle Seiten des Osservatore beanspruchende — Studie als sichere Grundlage für die Bekräftigung der geltenden Aussagen des Lehramts.

Bereits vor etwas mehr als zwei Jahren, am 15. November 1972, hatte *Papst Paul VI.* in einer Ansprache die

traditionelle Lehre von der Existenz des Teufels bekräftigt und vom „Einbrechen eines finsternen und feindlichen Agenten in uns und in unsere Welt“ gesprochen. Das Übel sei nicht „bloß ein Mangel, sondern eine Wirkkraft, ein lebendiges geistiges Wesen, das pervertiert ist und selbst pervertiert: eine schreckliche, eine geheimnisvolle und furchterregende Realität“. Ausdrücklich erklärte der Papst: „*Wer sich weigert, diese als existent anzuerkennen, verläßt den Kreis der biblischen und kirchlichen Unterweisung.*“ „Wir wissen, daß dieses dunkle und verwirrende Wesen tatsächlich existiert und daß er immer noch mit hinterhältiger Finesse am Werk ist“ (vgl. HK, März 1973, 126 f.). An diese Ansprache hatte sich damals eine öffentliche Kontroverse angeschlossen, in der

Das Zeugnis von Schrift und Tradition

Den — nicht genannten — Vertretern dieser Auffassungen entgegnet der Verfasser der Studie mit seiner eigenen Exegese. Er führt aus, daß die Annahme der Existenz von Dämonen nicht Allgemeingut der Zeit Jesu gewesen sei. Gegen die Saduzäer, die sie bestritten, habe sich Jesus in diesem Punkt ausdrücklich auf die Seite der Pharisäer gestellt. Die Teufelsaustreibungen hätten wesentlich zu seiner Sendung gehört und die Frage nach

seiner Vollmacht provoziert. Zu Beginn seines öffentlichen Wirkens habe er es auf sich genommen, vom Teufel in der Wüste versucht zu werden. Jesus habe ihm auch in den Gleichnissen die Rolle des Widersachers gegeben und in der Bergpredigt und dem Vater-unser vor ihm gewarnt. „Als er den Abendmahlssaal verließ, hat Christus erklärt, daß das Kommen des ‚Fürsten dieser Welt‘ bevorstehe“ (Joh 14, 30). Wenn man nicht davon ausgehen will, daß Jesus von „Hirngespinsten“ heimgesucht worden sei, dürfe man den Satan nicht als Produkt der Sprache einer primitiven Kultur qualifizieren.

Auch für Paulus sei *der Satan ein persönliches Wesen*, das „verschieden ist von uns Menschen und von der Sünde, die er uns einflüstert“. Paulus fordere mit Entschiedenheit, dem Teufel zu widerstehen, den er in Unglaube, Aberglaube und der Versuchung des Menschen, sich an die Stelle Gottes zu setzen, am Werk sieht. Im *Johannes-Evangelium* werde betont, daß sündigen Sklaverei bedeute. Der Satan werde aber mit der Sklaverei nicht gleichgesetzt, sondern als eigene Macht anerkannt, gegen die oder für die sich der Mensch frei entscheiden kann. Die *Apokalypse* schließlich spreche vom Triumph des Lammes erst nach einem langen Kampf der himmlischen Mächte gegen Satan, seine Engel und die menschlichen Gewalten, derer sie sich bedienen.

Bei keinem der *Kirchenväter* — so die Studie — finde sich eine von den biblischen Aussagen abweichende Stellungnahme, dagegen eine Weiterentwicklung des Gedankengutes. Für den hl. Irenäus sei der Teufel ein „abgefallener“ Engel, Ursache für den Abfall sei für Origenes (wie die meisten Väter) nicht eine Unkeuschheitssünde, sondern der Wunsch, sich über das geschöpfliche Dasein zu erheben und Gott gleich zu sein.

Eine große Rolle spielt in dem Dokument die Wiedergabe der lehramtlichen Entscheidungen, die gegen *gnostisch-dualistische Sekten* gefallen sind, die neben Gott ein gleich ewiges, böses Prinzip annahmen. Ausführlich wird — nach der Angabe von zahlreichen

Stellen bei den Vätern — ein Brief Papst *Leo des Großen* zitiert, in dem er gegen die *Priscillianer* erklärt, daß alles, was ist, das Sichtbare und das Unsichtbare, von Gott erschaffen ist; daß also „die Substanz aller Geschöpfe, der geistigen wie der körperlichen, gut ist, und daß das Böse nicht eine Natur ist, da Gott, der Schöpfer des Alls, nur geschaffen hat, was gut ist“. „Deshalb wäre der Teufel selbst gut, wenn er in dem Zustand verblieben wäre, in dem er erschaffen worden war.“ Diese Lehre sei allgemein bekannt gewesen und habe ihre erste kirchenamtliche Definition in der Mitte des 6. Jahrhunderts durch das Konzil von Braga gefunden: „Wer sagt, der Teufel sei anfangs nicht als guter Engel von Gott erschaffen worden und sei seiner Natur nach nicht ein Werk Gottes, sondern behauptet, er sei aus der Finsternis aufgetaucht und habe keinen Schöpfer, sondern sei selbst das Prinzip und die Substanz des Bösen, der sei ausgeschlossen“. Es kommt in diesen und ähnlichen Aussagen darauf an, daß *das Böse nicht „naturnotwendig“, sondern Ergebnis eines freien Willensaktes ist.*

Die gewichtigste Entscheidung über den Dämonenglauben sieht die Studie durch das *vierte Laterankonzil* gegeben, das zu Beginn des 13. Jahrhunderts die traditionelle Lehre der Kirche gegen die *Katharer* und *Albigenser* bestätigte. Diese hatten behauptet, Gott habe nur die geistigen Wesen geschaffen, alles körperliche sei Werk des Teufels. Demgegenüber erklärte das Konzil, daß Gott der Ursprung aller Dinge ist. „Der Teufel und die anderen bösen Geister sind von Gott ihrer Natur nach gut geschaffen, aber sie sind durch sich selbst schlecht geworden. Der Mensch jedoch sündigte auf Eingebung des Teufels.“ Die Aussage über die Existenz der Dämonen sei — so die Studie — für das Konzil „eine unangefochtene Feststellung des christlichen Bewußtseins“, nicht erst eine Antwort auf die Herausforderung der Sekten. Nach der gemeinsamen Lehre der Päpste und Konzilien sei es eines der Ziele der Heilsgeschichte, von der Herrschaft des Teufels zu befreien. Auch das *zweite vatikanische Konzil*

habe zur Wachsamkeit gegenüber dem Wirken Satans und der Dämonen aufgerufen und in der Pastoralkonstitution „*Gaudium et spes*“ von der Geschichte als einem „Kampf gegen die Mächte der Finsternis“ gesprochen (37b). Auch die Liturgie sei als Ausdruck des gelebten Glaubens ein Zeugnis für die gleichbleibende Auffassung der Kirche. In ihr werde aber, wie auch in der Lehre, lediglich die Existenz der bösen Geister vorausgesetzt, nicht aber die Neugier über ihre nähere Beschaffenheit befriedigt.

Zur heutigen Situation

Der Verfasser bedauert, daß in den neuen liturgischen Formularen Texte nicht mehr in Gebrauch sind, die mit besonderem Nachdruck auf das Wirken des Teufels hinweisen. Mit einer gewissen Distanz wird festgestellt, daß die Kirche den Exorzismen nicht mehr die Bedeutung zuerkennt, die sie in früheren Jahrhunderten hatten. Das Amt des Exorzisten sei zwar nicht völlig abgeschafft, aber auf einen gelegentlichen Dienst reduziert, der de facto nur noch mit Erlaubnis der Bischöfe ausgeübt werden darf und für den es keinen besonderen Ritus mehr gibt. Im Taufrituale seien aber die Exorzismen erhalten geblieben, wenn auch nicht in der pathetischen Form der Beschwörung des Satans, sondern als Gebet um Befreiung vom Bösen. In den offiziellen Lesungen des Kirchenjahres seien alle wesentlichen biblischen Texte über den Teufel enthalten. In den Sterbebeten würden zwar die Dämonen nicht mehr erwähnt (um beim Kranken und seiner Familie einen Schock zu vermeiden), aber die Bitte an Christus, den Sterbenden in die Zahl „*seiner*“ Erwählten aufzunehmen, weise indirekt auf die Realität der Hölle hin.

Angesichts dieser eindeutigen Auskünfte aus Tradition und Gegenwart — auch Paul VI. wird in diesem Kontext, wie gesagt, zitiert — liegt es für die Studie auf der Hand, daß der Zweifel an der Existenz böser Geister „den konstanten Glauben der Kirche, ihre Art, die Erlösung zu verstehen, ja sogar das Bewußtsein Jesu selbst“ tan-

giert. Gleichzeitig wird nochmals betont, daß diese Lehre weder dualistisch infiziert sei noch die Verantwortung des Menschen auf ein böses Wesen abschiebe — die Kirche habe immer auch auf die Freiheit gegenüber der Macht des Bösen hingewiesen. Bei Behauptungen von möglichen Eingriffen des Satans habe sie stets sehr vorsichtig reagiert und Magie und Aberglauben verworfen. Andererseits sei der heutige Mensch in Gefahr, zu meinen, er habe mit seinen Analysen bereits alles erklärt. Der Einfalt der Dämonenfurcht früherer Zeiten stehe heute die einfältige Erwartung gegenüber, „daß unsere Methoden bald das letzte Wort über die Tiefenschichten des Bewußtseins sprechen, wo die geheimnisvollen Beziehungen zwischen Seele und Leib, zwischen dem Übernatürlichen, dem Außernatürlichen und dem Menschlichen, zwischen Vernunft und Offenbarung einander durchdringen“. Die Studie schließt mit der Aussage, die Wirklichkeit der Dämonen, die durch das Böse bezeugt wird, bleibe auch heute ein Rätsel. Der Glaube wisse aber um die gottgesetzten Grenzen des Dämonischen. Die in unserer Zeit vielfach empfundene Bedrohung durch das Böse könne zur Motivation werden, sich Christus und seiner frohen Botschaft zuzuwenden.

Wenig hilfreich

Es wäre sinnvoll gewesen, wenn von diesen Gedanken her — dem Problem

der Tiefenschichten des Bewußtseins, der Rätselhaftigkeit des Bösen und seiner Überwindung im Glauben — die Studie konzipiert worden wäre. In der vorliegenden Gestalt führt sie weder in der Diskussion um die Frage des Bösen und der Schuld noch im Streit um den „Abschied vom Teufel“ weiter. Der sorglos-historisierende Umgang mit den biblischen Texten entwertet die exegetischen Passagen. Der dogmengeschichtliche Teil trifft die heutige Fragestellung nicht, in der es ja nicht um einen gnostischen Dualismus, sondern um die Notwendigkeit der Vorstellung einer Personifikation des Bösen geht. Zudem leidet der umfangreiche historische Teil darunter, daß kein Wort über den menschenmörderischen Gebrauch fällt, der in verschiedenen Phasen der Kirchengeschichte immer wieder vom Teufelsglauben gemacht wurde.

Bekanntlich hat *Ernst Bloch* gegen Herbert Haag den Teufel „in Schutz genommen“ (vgl. HK, März 1973, 130). Angesichts dieser Konstellation müßte in der Richtung weitergedacht werden, wie die biblischen und dogmatischen Texte so entmythologisiert werden können, daß ihre Auslegung nicht mehr mit den Angstprojektionen des Auslegers identisch werden kann und dann ebensolche Angst produziert, daß aber andererseits die Intention dieser Texte, die Macht und Unverrechenbarkeit, das „Mysterium“ des Bösen auszudrücken, gewahrt wird (vgl. HK, Januar 1975, 37). *H. G. K.*

Fall — dazu fehlen nicht nur Finanzmittel, sondern auch Erfolgskonzepte für eine pastoral ausgerichtete Publizistik.

Nach „Publik“ ein „Sofortprogramm“

Die MDG ist direkt eine Folge des fehlgeschlagenen Experiments „Publik“ und indirekt eine Konsequenz aus der neuen kirchlichen Medienkonzeption, wie sie mit der Pastoralinstruktion „Communio et progressio“ 1971 grundgelegt wurde. Schon mit der Einstellungs begründung zu „Publik“ versicherten die deutschen Bischöfe, „die Beendigung des Erscheinens von ‚Publik‘ nicht zum Anlaß eines Rückzugs der Kirche aus der Publizistik zu machen“; vielmehr sollten „umgehend“ Überlegungen angestellt werden, „auf welche Weise die kirchliche Präsenz in vorhandenen Presseorganen und der laufende Kontakt mit allen Kommunikationsmitteln verstärkt werden können“.

Als erstes Ergebnis dieser Überlegungen trug der damalige Weihbischof und jetzige Bischof von Rottenburg, *Georg Moser*, in der Frühjahres-Vollversammlung 1972 der Synode der deutschen Bistümer ein „publizistisches Sofortprogramm“ vor. Es umfaßte die Einrichtung eines Referates für Publizistik beim Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz mit einem Sprecher der Bischöfe; die Weiterentwicklung der Katholischen Nachrichten-Agentur KNA und der Kirchenpresse durch redaktionelle und verlegerische Kooperationen, die Errichtung eines Dokumentationszentrums und die Nachwuchs- und Fortbildungsförderung für Journalisten. Die deutschen Bischöfe zielten somit nach dem mißlungenen Versuch, mit „Publik“ eine lautstarke Stimme der Kirche in der modernen Gesellschaft zu schaffen, auf eine Neuordnung des gesamten kirchlichen Medienbereichs hin.

Auf der Suche nach einem solchen „publizistischen Gesamtkonzept“ führte 1972 der damals erst kurze Zeit im Amt befindliche Sekretär der Bischofs-

Die Mediendienstleistungsgesellschaft der deutschen Bischöfe

Es hat lange gedauert, bis es dazu kam, und es war eine äußerst schwierige Geburt, aber jetzt ist sie da: die *Medien-Dienstleistungs-GmbH (MDG)*. Nach einem Beschluß der Deutschen Bischofskonferenz hat der Verband der Diözesen Deutschlands diese Institution gegründet, die den deutschen Bischöfen ganz allgemein — wie es in § 3 der

Satzung heißt — „bei der Erfüllung ihrer Aufgaben im Bereich der Medien“ dienen soll. Ob das neugeborene Kind sich rasch zu einem tatkräftigen Helfer in der kirchlichen Medienlandschaft entwickelt, hängt von so vielen Faktoren ab, daß kaum jemand zu einer Voraussage bereit ist; ein „Wunderknabe“ wird es jedoch in keinem